Zeitschrift: Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 77 (1999)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücherwelt
Autor: Kerr, Katharina

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dialogue des sourds

Erneuerung der Debatte zwischen Politik und Kultur

Der Stil ist eine Frage der Moral. Essays zur literarischen Gesellschaftskritik der Jahrtausendwende. Herausgegeben vom Schweizerischen Schriftstellerinnen- und Schriftsteller-Verband. Redaktion Peter A. Schmid, Tim Krohn. Nagel & Kimche. Zürich 1999. 239 Seiten. 38 Franken.

«Wie ich zum Dichten kam, weiss ich selber nicht recht. Ich las Gedichte, und da fiel mir ein, selbst welche zu schreiben. Das gab sich, wie sich sonst etwas gibt. Ich habe mich oft gefragt, wie es anfing. Nun, es fing bei einem Zipfelchen an und nahm mich fort. Kaum wusste ich, was ich tat. Ich dichtete aus einem Gemisch von hellgoldenen Aussichten und ängstlicher Aussichtslosigkeit, war immer halb in Angst, halb in einem beinah übersprudelnden Frohlocken ... Ich lebte in einem Zustand beseligender Begeisterung. Der Geist war aufgestanden. Das Leben war alles und zugleich nichts, ich zog es an mich, küsste es, warf es weg, als sei's etwas Nebensächliches.» Der Autor dieser Zeilen galt lange als einer, der harmlose Idyllen, ja zuweilen kranke Texte schrieb. Als Schriftsteller nahmen ihn zu seinen Lebzeiten nur die wenigsten ernst (aber die besten: Walter Benjamin, Robert Musil, Franz Kafka, um nur drei zu nennen). Darauf, dass seine scheinbar harmlosen Prosastücke gerade wegen ihrer radikal unangepassten Ästhetik auch gesellschaftskritische Gegenpositionen zu bürgerlichen Lebens- und Kunstvorstellungen waren, kam die Literaturwissenschaft (nicht die Kollegen) erst in den späten sechziger Jahren. Robert Walser, um den es hier geht,[1] verkörpert also genau jene (kulturpolitische) «Moral» der Offenheit, die die Redaktoren dieses Essaybands meinen, wenn sie im Vorwort über die «postmoderne» Literatur reflektieren: Diese lasse, so das Vorwort, «die Gleichzeitig- und Gleichwertigkeit der Kulturen» zu und schwöre damit «jedem Autoritätsmodell und jeder Hierarchie» ab.

Offenbar ist diese Logik noch nicht kulturelles Allgemeingut. Als Gesellschaftskritik wird oft nur akzeptiert, was Max Frisch so formulierte: «Unter Kultur verstehen wir wohl in erster Linie die staatsbürgerlichen Leistungen. Mehr die gemeinschaftliche Haltung als das künstlerische Werk des einzelnen.» Wer sich als AutorIn kritisch zur Politik äussert, sich «engagiert», verhält sich demnach gesellschaftskritisch, wer künstlerisch neben dem Mainstream läuft und «bloss» mit seiner Kunst kritische Positionen zur vorgefundenen Realität einnimmt, ohne auch noch darüber zu reden, wird selber nicht selbstverständlich als kritisch wahrgenommen.

So kam die Idee zu dieser höchst anregend zu lesenden Essaysammlung Peter A. Schmid und Tim Krohn, der eine Geschäftsführer, der andere Präsident des Schweizerischen Schriftstellerinnen- und Schriftstellerverbands (SSV), im letzten Herbst nach der Eröffnungsrede des damaligen Bundespräsidenten Flavio Cotti

[1] Das Zitat stammt aus dem Prosastück «Die Gedichte II», zuerst 1919 von Jakob Bührer in einem bibliophilen Druck herausgegeben.

an der Frankfurter Buchmesse, an der die Schweizer Literaturen den Themenschwerpunkt bildeten. Cotti hatte in dieser Rede, ausgehend von dem weiter vorn angeführten Frisch-Zitat, die Schweizer AutorInnen geschmält: «Heute», sagte Cotti in Frankfurt, «will mir scheinen, hat sich das Verhältnis zwischen Intellektuellen und dem Staat geändert. Der querdenkerische Anstoss, der Widerspruch des ‹homme de culture› ist weniger deutlich sichtbar. Und die so wesentliche Grundsatzkritik scheint im Lärm des Tagesgeschäfts etwas unterzugehen. Das ist kein positiver Trend.» Und die Rede schloss mit dieser direkten Kritik: «Bei allem Respekt vor der Freiheit des [sic!] Intellektuellen, sich der Gesellschaftskritik auch zu enthalten, und natürlich auch mit dem Vorbehalt des Politikers, dass auch der Intellektuelle keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit besitzt: Gerade in der Literatur und gerade in der Schweiz haben Kulturschaffende immer wieder den Finger auf wunde Punkte gehalten. Diese Kritik ist notwendiger Bestandteil einer freien Gesellschaft. Trotz der veränderten Rahmenbedingungen darf sie nicht nachlassen.»

Was geschah? Die SSV-Redaktion verschickte Briefe an rund sechzig in der Schweiz tätige AutorInnen, KritikerInnen, VerlegerInnen, WissenschaftlerInnen, in denen sie einen Beitrag zum Thema «Moral ist eine Frage des Stils» (ein Zitat aus einem Film von Bernardo Bertolucci) bestellten. Längst nicht alle antworteten oder waren bereit, sich zu diesem Thema vernehmen zu lassen. Bedeutende Namen fehlen: Entweder wurden sie nicht angeschrieben, wie Franz Hohler oder Klaus Merz, oder sie wollten sich nicht äussern, wie Ruth Schweikert oder der Kritiker Andreas Isenschmid. Bei letzterem erstaunt dies schon etwas. Isenschmid beklagt immer wieder mehr oder weniger deutlich die fehlende Substanz oder Relevanz heutiger CH-Literatur. Nicht zu Unrecht, ist dazu zu sagen: Wer ausser Franz Hohler oder Klaus Merz oder, anders, Ruth Schweikert schreibt in der Schweiz nach dem Tod von Niklaus Meienberg noch so, dass man die immer weiter klaffenden Risse in der Schweizer Gesellschaft wirklich spürt? Ein Glauser, ein Walser, ein Hohl, Frisch oder Dürrenmatt, ein Philip Roth oder eine Joyce Carol Oates fehlen uns. Jedoch: Wer eines der grösseren Feuilletons hält wie eine Festung, müsste sich auf Anfrage auch äussern mögen. Isenschmid tat aber mehr als schweigen: Er weigerte sich auch offensichtlich (im Gegensatz zur NZZ, die korrekt berichtete), auf den Kritikerpreis, der vom SSV und von der Gruppe Olten (GO) in diesem Oktober ausgeschrieben wurde, in seinem Blatt, dem Tages-Anzeiger, hinzuweisen. Diese Informationszensur verdankten die Autorenverbände dem Unwillen des Feuilletonchefs, der die Ausschreibung nicht goutiert hatte, in der von drei Preisen die Rede war: für die beste konstruktive, die indiskutabelste und die denunzierendste Kritik. Über die von ihm als Skandalon empfundene «konstruktive Kritik», die da vom natürlichen Gegner angeführt war, gab es dann eine polemische Glosse in der Zeitung. Eine Preisausschreibung aber nicht. Die Preise sollen aber, trotz kurzzeitigem isenschmidbedingtem Zittern der Autorenverbände, trotzdem verliehen werden.

Zurück zum vorliegenden Buch: Einige Autoren haben sich mit der Fragestellung schwergetan und dagegen polemisiert. So der Verleger Egon Ammann: «Kunst muss nichts müssen», schreibt er, und wer von der Kunst verlange, «wie sie zu sein hat», sei ihr Totengräber. Zoë Jenny spricht von «Korrumpierungsversuch», falls von den Autoren etwas Konkretes erwartet werde. Und auch Yvette Jaggi, Präsidentin der Kulturstiftung Pro Helvetia, stellt auf mehreren Seiten dar, warum in der Demokratie die Künste frei seien: «En définitive, la mission d'un bon écrivain, c'est

justement d'être un bon écrivain. Et ainsi de remplir, pleinement, son devoir social.» Mariella Mehr greift Bundesrat Cotti und das Departement des Innern, dem Cotti ein paar Jahre vorstand, aus eigener leidvoller Erfahrung frontal an. Wer eine solche «Nullsterneküche» geführt habe, sei nicht berechtigt, von AutorInnen etwas zu verlangen. Der Soziologe und Autor Urs Jaeggi, dem wir eine der ersten und luzidesten pressesoziologischen Untersuchungen verdanken («Der Vietnamkrieg und die Presse», 1966) fühlte sich in der Zwickmühle: «Kurz vor der Jahrtausendwende werden die Schreibenden wieder einmal zu moralischen Bekenntnissen aufgerufen, aus Gründen der Moral, und man kann es verstehen, weil den Intellektuellen und den Künstlern (und immer fliessender sind hier die Grenzen) Kompetenz unterstellt wird.» Das sei ein Irrtum, meint Jaeggi, so anständig wie Max Frisch war, so subversiv wie Friedrich Dürrenmatt schrieb: der eine sei als Nestbeschmutzer beschimpft, der andere ungefähr so ernst genommen worden wie ein Narr oder wie früher «das fahrende Volk». Jaeggi zitiert Oscar Wilde: «So etwas wie ein unmoralisches Buch gibt es nicht. Bücher sind gut geschrieben oder schlecht geschrieben, weiter nichts.» Jaeggis Auseinandersetzung ist in diesem Buch eine der interessantesten, zusammen mit jenen von Peter von Matt und Jean Ziegler (dem man jetzt dann wirklich einmal ein Körbchen mit Fremdwort-Übersetzungen überreichen sollte: Warum muss er seine guten Ideen immer so furchtbar overdressedly soziologenlateinisch formulieren?). Das ist kein Zufall: AutorInnen schreiben. ProfessorInnen reflektieren. Wer beides kann, ist eine Ausnahme. Das Buch kann somit aus mehreren Gründen empfohlen werden: als Dokumentation, als lehrreiche Lektüre, ein bisschen auch als Ärgernis.

Katharina Kerr

Der Bericht des Kritikers als Mensch

Marcel Reich-Ranicki: Mein Leben. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart 1999. 566 Seiten. 46 Franken.

Was hat ihn am Leben erhalten? Im wahrsten Sinn des Wortes: die Literatur. Marcel Reich-Ranicki, 1920 als Marcel Reich im polnischen Wloclawek geboren, dort und im «Wunder» Berlin bis zum Abitur am deutschen Gymnasium 1938 aufgewachsen (richtig: Hitler hatte das «Judenschulgesetz» wegen Demarchen der katholischen Kirche, die keine konvertierten Juden auf jüdischen Schulen sehen wollte, verschoben), wurde wenige Tage vor dem 1938er Reichspogrom nach Polen deportiert und 1939 mit weiteren 200'000 Juden ins Warschauer Ghetto gesperrt. Den zweiten Teil seines Doppelnamens «Ranicki» nahm er nach dem Krieg an, als er in London auf der polnischen Botschaft für den Geheimdienst arbeiten sollte und «Reich» für die Polen und die Engländer angeblich zu deutsch (oder «zu jüdisch», wie er schreibt) klang. In seiner Aktenmappe, dem einzigen Gepäckstück, das er nach Polen mitnehmen konnte, steckten ein Taschentuch und ein Roman von Balzac – es sei kein besonders guter gewesen, vermerkt der Autor dazu. Und als er mit seiner Frau Tosia auf dem Weg zum «Umschlagplatz» vor der Verschleppung nach Treblinka ging, erinnerte er diese an eine Stelle bei Stefan Zweig: In einer Miniatur über Dostojewski beschreibt Zweig die wohl erfundene Ret-

tung Dostojewskis in letzter Minute vor dem Henker des Zaren. Tosia sollte daran denken und, was immer kommen mochte, nicht aufgeben. In dieser Situation schreibt Reich-Ranicki: «Diese Miniatur über Dostojewski hatte mich, obwohl sie in literarischer Hinsicht ziemlich fatal ist, zusammen mit einigen anderen Stücken aus Zweigs ‹Sternstunden der Menschheit› in meiner Gymnasialzeit beeindruckt.» Literaturkritik in diesem dramatischen Moment? Nach der Flucht aus der Reihe zum Zug nach Treblinka gelingt es dem Paar, zuerst im Ghetto unterzutauchen und dann in den «polnischen» Teil Warschaus zu fliehen. «Trotz der drohenden Todesstrafe haben damals nicht wenige Polen Juden aufgenommen und verborgen gehalten, in den meisten Fällen allerdings gegen ein sehr hohes Entgelt. Bei der proletarischen Familie ... konnten wir einige Tage bleiben. Auch dort wurden wir erpresst und mussten so schnell wie möglich weiter.» Schliesslich gelang es den beiden, bei einem halbdeutschen Setzer und seiner Frau «in einem jämmerlichen Häuschen» ausserhalb Warschaus unterzukommen. «Es wäre doch so schön, wenn Sie diesen schrecklichen Krieg hier bei uns überleben könnten», sagte dieser, und so war es. Aber wovon leben? Das Essen war mehr als karg. Erst als Genia, die Frau des Setzers, auf die Idee kommt, Marcel Reich eine «spannende Geschichte» erzählen zu lassen, verbesserte sich auch die Kost der Reichs: Bis Kriegsende, zwei Jahre also, erzählte Reich-Ranicki «Werther», «Wilhelm Tell», «Effi Briest», «Aida» und viele weitere «Geschichten», und je mehr eine Geschichte bei den polnischen Zuhörern Gefallen fand, um so besser wurden die Flüchtlinge genährt. Literatur zum Überleben, Literatur in jeder Lebenslage.

Warum wird dies hier berichtet? Die Biographie Marcel Reich-Ranickis war während vieler Wochen an erster Stelle auf den Bestsellerlisten. Der Autor ist einem grossen Publikum von verschiedenen Fernsehsendungen, als langjähriger Literaturkritiker in der Hamburger «Zeit», dann der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» und aus mehreren literarkritischen Büchern bekannt. Der Inhalt seiner Biographie wurde seit deren Erscheinen im Spätfrühling dieses Jahres in jedem Feuilleton deutscher Sprache vorgestellt. Und es gab auch schon Kritisches. So im «Literaturclub» des Fernsehens DRS, wo der Feuilletonchef des Berner «Bund», Charles Linsmayer, etwas säuerlich meinte, es gehe ihm schon das Verständnis dafür ab, dass man angesichts der Deportation oder des Todes sich noch literarkritisch äussere – wie oben zitiert –, das Ganze sei doch sehr aufgesetzt. Und der neue Literaturnobelpreisträger, dem Reich-Ranicki in seiner Biographie das schöne und auch etwas polemische Kapitel «Junger Mann mit mächtigem Schnurrbart» widmet (Grass wird darin, gelinde gesagt, unter anderem als sehr trinkfest beschrieben), meinte noch im Oktober dieses Jahres, es sei Reich-Ranicki, der «das Tischtuch» zwischen sich und ihm «zerschnitten» habe. Mit nicht immer lobenden Kritiken, mit seiner Erwähnung in der Biographie?

Was ist also beizutragen zu diesem Phänomen Reich-Ranicki und zu dessen Autobiographie? Zuerst einmal dies: Wer treffend und mit Leidenschaft im Wirtschaftszweig Literatur wirkt und sich durch so viele Jahre als Instanz im literarischen Feuilleton halten konnte, hat schon manchen getroffen. Manchmal so genau, dass lebenslange Distanz, wenn nicht Böseres, die Folge ist. Nicht jeder ist so grossmütig, wie Heinrich Böll es war: Mit einer Ohrfeige und einem Lachen bereinigte er seine langjährige Fehde mit Reich-Ranicki, wie in der Biographie nachzulesen ist. Nicht der zuweilen obsessive Dienst an der Literatur, der bei Reich-Ranicki an erster Stelle steht – man lese, nur als Beispiel, das 1998 erschienene Standard-Sammelwerk mit Aufsätzen zu Werken

weiblicher Schreibender aus der ganzen Literaturgeschichte, «Frauen schreiben anders» (wer erinnert sich an Ruth Klügers «Frauen lesen anders»? Klüger ist eine von Reich-Ranicki hochgeschätzte und gern beanspruchte Kritikerin, und auch in seinem Frauen-Buch sind mehrere Beiträge von ihr abgedruckt) –, wird da wahrgenommen, sondern der Polemiker, der eitle Wortspieler. Der jüdische «Literaturpapst», dem man weder das Jüdische (das Reich-Ranicki weniger lebt, als einfach hat) noch das (überzeugend dargestellte, aber damit auch wahre?) Päpstliche verzeiht?

Ich habe Reich-Ranicki an einer von diesen vom Suhrkamp Verlag inszenierten Literaturgrossveranstaltungen Ende der siebziger Jahre in Zürich kennengelernt. In Erinnerung geblieben ist mir neben seiner hohen kritischen Begabung im Kritikerstreit an der Universität Zürich sein ebenso interessiertes wie vor allem distanziertes Verhalten in diesem literarischen Zoo (Suhrkamps Verleger Siegfried Unseld hatte alle ihm verfügbaren deutschsprachigen AutorInnen mit Rang und Namen zusammengetrommelt) – und seine Anhänglichkeit an den damals ebenfalls in Blüte stehenden kosmopolitischen Schweizer Kollegen François Bondy. Gegeneinander traten die beiden polemischen Genies nicht an. Sie schonten sich nicht, irgend etwas verband sie aber offenbar, wie mir auffiel. Was? In Reich-Ranickis Biographie gibt es eine Passage mit der Erinnerung an die später auch am Zürcher Schauspielhaus wirkende Schauspielerin Angelika Hurwicz. Reich-Ranicki hatte sie, Tochter einer befreundeten Familie, als junges Mädchen in Berlin gekannt. Nach dem Krieg trifft er sie auf der DDR-Botschaft in Warschau wieder: Ihrer beiden in den dreissiger Jahren wahnsinnig wirkenden Träume «von einem Leben mit dem Theater und mit der Literatur» haben sich erfüllt. «Während man die Unsrigen gemordet hat, wurden wir verschont ... Wir haben überlebt, ohne es verdient zu haben. Wir verdanken es nur dem Zufall. Wir sind die aus unbegreiflichen Gründen ausgewählten Kinder des Grauens. Wir sind Gezeichnete, und wir werden es bleiben bis zu unseren letzten Tagen. Bist du dir dessen bewusst, weisst du das?» – «Ja», sagt Reich-Ranicki, «ich bin mir dessen bewusst.»

Der Gezeichnete hat neben der späten Bewunderung und dem Erfolg viel Erniedrigung und viel Zurücksetzung erfahren. Die Erniedrigung in der Zeit des deutschen Nationalsozialismus, die Zurücksetzung auch lange Zeit nach dem Krieg. So suchte er 1958 nach seinem gelungenen «Umzug» von Polen nach Deutschland lange vergeblich Arbeit; so wurde ihm zum Beispiel von der «Zeit», die später seine Kritiken alle und mit Vorzug druckte, nie eine Redaktionsstellung angeboten. Alle, die schreiben, wissen, was das heisst: viel Arbeit und wenig gesicherter Lohn, draussen stehen, nicht dazugehören, Kopfweh für die Zeitung der anderen; Reich-Ranicki beschreibt das auch. In diesem Buch, das ihm gewiss viele Kollegen auch nicht vergeben, weil es so gut geschrieben und erfolgreich ist (wie ein Freund sagte: der Geier, der nicht aufs Aas angewiesen ist und selbst jagen kann), ist viel über das wahre Leben zu finden. Der Kampf um das Überleben, die Liebe, die Ehe. Das soll aber hier nicht alles gewesen sein, obwohl es allein schon sehr viel ist. Man erfährt neben den eindrücklichen Berichten über die Zeit der Verfolgung einiges über die Zeit Reich-Ranickis als Geheimdienstoffizier (ein absurder und dilettantischer Dienst in seinem Fall), über den Wiederaufbau Europas nach dem Krieg, über den deutschen Literaturbetrieb. Das Buch ist ein Dokument dieses Jahrhunderts, es zeigt viele Eitelkeiten, aber nichts Eitles.

Katharina Kerr